

blanvalet

WOLFRAM  
EILENBERGER

# KANADA KANN MICH MAL



VON EINEM,  
DER MIT SEINEN  
KINDERN IN DIE  
FERNE ZOG

Geduld haben.

Keine so leichte Sache. Aus Sicht des sorgenden Vaters gestaltet sich die Schwangerschaft ja als eine neun Monate währende Frage nach der Befindlichkeit seiner Mutter und deren Leibesfrucht. Sorry, ich meinte natürlich, seiner Frau oder Lebensgefährtin, oder wie immer sich die Beziehung im Einzelfall darstellen mag, und deren Leibesfrucht.

Die Ärztin gibt zum Glück Entwarnung. Es ist tatsächlich alles in Ordnung.

»Haben Sie Zwillinge in Ihrer Familie?«, fragt der diensthabende Assistenzarzt und sieht sich den erst leicht geöffneten Muttermund genauer an.

Ein sympathischer Mann mit Nickelbrille und modisch kahl geschorenem Kopf, leider Gottes

in meinem Alter und deshalb naturgemäß nicht vertrauenswürdig.

»Ja, eine meine Tanten hatte welche. Und Großmutter von Mutter war auch einer«, antwortet meine Frau. Ich höre das nach sieben Jahren Beziehung, drei Monaten Ehe und fünfunddreißig Schwangerschaftswochen zum ersten Mal, will aber nicht wieder streiten, lächle also und umkralle mit beiden Händen den Henkel der Reisetasche, die seit Wochen fertig gepackt in unserer Wohnung stand.

»Sieht im Prinzip gut aus«, meldet der Höhlenforscher nach einer Weile. »Wann genau, sagten Sie, ist die Fruchtblase geplatzt?«

»Vor zwei Stunden«, blende ich mich von meinem Plastikstuhl am Kopfende der Liege ein. »Und was bedeutet, wenn ich kurz nachfragen darf, ›sieht im Prinzip gut aus‹?«

»Nun, es bedeutet, dass es im Prinzip gut aussieht. Sie haben es selbst gehört, die Herztöne sind in Ordnung. Das hintere Kind ist ein wenig kleiner, aber nicht so, dass es uns Sorgen bereiten müsste. Vor allem aber: keine Anzeichen einer Infektion. Hat Ihre Hebamme denn nicht erklärt, was in einem solchen Fall zu tun ist?«

O doch, das hatte sie. Sogar wiederholt. Aber soll ich dem guten Mann jetzt wirklich auseinanderlegen, dass die Mutter meiner Frau noch in einer finnischen Waldsauna das Licht der Welt erblickte, ohne Ultraschalluntersuchungen, Pränatalscreening und Schwangerschaftspilates, sondern mit nichts als einem Eimer warmem Wasser sowie den erfahrenen Händen der zahnlosen Familienhebamme Kaisa? Und dass meine Frau

es mir, wie ich annehme, vor allem aufgrund dieser kulturellen Prägung kategorisch untersagte, nach dem Platzen der Fruchtblase mitten in der Nacht einen Krankenwagen zu rufen, um sich auf einer Trage angeschnallt vier Stockwerke hinuntertragen und dann mit Blaulicht in die Klinik abtransportieren zu lassen? Was hätte sie zu Hause auf der Hütte erzählen sollen?

Und soll ich ihm wirklich erklären, dass ich mich ihrer strikten Weigerung nicht zuletzt deshalb ergab, weil ich gewisse Zweifel hegte, ob es den Sanitätern gelingen würde, eine hundertdreißig Kilo schwere und knapp zwei Meter große hochschwangere Zwillingsmutter die vier Stockwerke unseres engen Friedrichshainer Treppenhauses herunterzutragen?

Die Möglichkeit einer längeren Verzögerung oder gar eines Unfalls stand mir konkret vor Augen. Außerdem erinnerte ich mich aus meiner Zivildienstzeit beim Roten Kreuz vage an gewerkschaftliche Bestimmungen hinsichtlich des für zwei Träger maximal zumutbaren Gesamtgewichts, weshalb wir unter, ich will es nicht verschweigen, manch ungerechten Beschimpfungen von Seiten meiner Frau («Muss ich ja nicht jede deutsche Geschiss mitmachen, Mensch!«) Arm in Arm das Treppenhaus hinunterwankten und ein Taxi herbeiwickten, das uns direkt vor dem Haupteingang der Charité in Berlin-Mitte absetzte.

»Es ging alles so schnell«, nuschle ich schuldbewusst.

»Na, die beiden kriegen wir schon heil raus,